

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 140.

Samstag, 19. Juni.

1915.

Um die Beute.

(17. Fortsetzung.)

Kriminalroman von Reinhold Ortmann.

(Nachdruck verboten.)

Da er immer wieder in die Ausdrucksweise der gewohnten Gaunersprache zurückfiel, hielt es Bruno Hartmann für angezeigt, sich zur Erleichterung der Verhandlung zum Dolmetscher zu machen. Auch er suchte Hanna zu überzeugen, daß es von demselben Effekt und jedenfalls viel leichter sein würde, beliebige Ausweispapiere zu beschaffen, auf denen man nur die Personalbeschreibung in einiger Übereinstimmung mit der äußeren Erscheinung desjenigen bringen müsse, der sich ihrer bedienen sollte. Aber sie blieb dabei, daß nur eine auf den von ihr anzugebenden Namen lautende Legitimation Wert für sie haben würde, und schließlich erklärte der Budlige, daß er ja auch das machen könne, sofern sie bereit sei, für Paß und Geburtschein hundert- und fünfzig Mark zu zahlen.

Die Höhe der Forderung versetzte Hanna sichtlich in einige Bestürzung; aber sie sah sich rasch und machte allen Versuchungen ihres Begleiters, einen billigeren Preis herauszuschlagen, durch die Erklärung ein Ende, daß sie auf den Handel eingehen wolle, wenn die Papiere innerhalb vierundzwanzig Stunden geliefert werden könnten, und wenn sie gut genug nachgeahmt seien, um ihrem Zweck zu dienen.

Diese letztere Bedingung ging dem Bewachsenen ersichtlich gegen die Ehre, denn er warf mit beleidigter Miene den Kopf zurück und zog statt aller Antwort ein ganzes Bündel amtlich aussehender Dokumente aus der Tasche, die er mit augenfälligem Stolz auf dem Tische ausbreitete.

Ohne Interesse ließ Hanna ihren Blick über die zum großen Teil sehr schmutzigen und zerfetzten, mit zahlreichen Stempeln und handschriftlichen Vermerken ausgestatteten Papiere hingleiten, die der „Chahwener“ mit der liebevollen Teilnahme des von seinem Werke befruchteten Künstlers betrachtete. „Was soll ich damit?“ fragte sie. „Ich glaube Ihnen ja, daß Sie Ihre Sache verstehen, weil der Herr dort Sie mir sonst schwerlich empfohlen haben würde. Aber so schmutzig werden die Papiere hoffentlich nicht aussehen, die ich von Ihnen erhalte.“

Der Budlige schlug ein spöttisches Gelächter auf. „Man merkt's, daß Sie nichts von der Sache verstehen, Fräulein“, sagte er. „Meinen Kunden können sie sonst gar nicht schmutzig genug sein, denn ein abgegriffenes Papier ist immer unverdächtiger als ein funkelneues. Aber so schlimm wie bei dem Geslieder da brauchen wir's freilich nicht zu machen. Denn es ist doch wohl ein feiner Ganef, für den die Fleppen sein sollen. Geben Sie mir nur Ihren Zettel. — Also Herbert Hynder aus Bremen! Sie sollen mit mir zufrieden sein.“

„Wann kann ich die Dokumente in Empfang nehmen — und wo?“

„Hier in der Penne — das ist am sichersten. Ich werden morgen um neun Uhr da sein. Aber Sie können mir der Ordnung halber immerhin eine kleine Anzahlung leisten. Ich bin ein ehrlicher Mann und gebe

Ihnen nicht damit durch. Was ich verspreche, ist so gut wie schon gemacht.“

Hanna zog ohne Zögern ihr Portemonnaie und zählte ein paar Goldstücke auf den Tisch, die der Budlige ohne ein Wort des Dankes in seine Westentasche schob. Dann stand sie auf. Denn die muffige Kellerrluft war ihr unerträglich geworden, und ein bittender Blick ermahnte ihren Begleiter, den Ausbruch zu beschleunigen.

Auf dem Heimwege wurde nur wenig zwischen ihnen gesprochen. Hanna, die sich selbst wie eine Verbrecherin vorkam, seitdem sie in eine unmittelbare Verbindung mit der Verbrechertwelt gekommen war, tat der Erlebnisse der letzten halben Stunde mit keinem Wort Erwähnung, und Hartmann zeigte sich viel zu zartfühlend, um seinerseits das Gespräch auf diese Dinge zu lenken.

Erst als sie in die Nähe der Wendrinerischen Wohnung gekommen waren, fand Hanna ein Wort des Dankes für ihren uneigennütigen Freund. Er aber lehnte jede Anerkennung ab und erbat sich keine andere Belohnung als die Erlaubnis, sie morgen abend wieder begleiten zu dürfen, da sie jene zweifelhafte Gegend und das verrufene Lokal nicht ohne männlichen Schutz aufsuchen dürfe. Hanna stimmte bereitwillig zu, weil ihr der Gedanke an jenen Ort, jetzt, nachdem sie ihn kennen gelernt hatte, viel schrecklicher war als vorher, und sie trennten sich, damit man sie nicht gemeinsam heimföhren sähe. —

Noch an diesem Abend fand Hanna Gelegenheit, unbemerkt in Paul Grevenbergs Zimmer zu schlüpfen. Er ging aufgerogt in dem kleinen Stübchen auf und nieder, und sie sah auf den ersten Blick, in wie verzweifelter Stimmung er sich befand.

„Was ist geschehen?“ fragte sie bestürzt. „Soll Ihnen etwas Schlimmes widerfahren?“

„Nichts Schlimmeres als gestern und vorgestern und an all den Tagen, die ich schon unter dem Dache dieses Hauses verbringe. Aber ich halte es nicht länger aus. Lieber ein Ende mit Schrecken als diese unaufhörliche Qual!“

„Aber was ist denn? Sie müssen doch irgendeinen Grund für diese plötzliche Mutlosigkeit haben. Was können Sie denn nicht mehr aushalten?“

„Die Hartnäckigkeit, mit der Ihr Vater sich an meine Fesseln heftet. Er ist ja tausendmal schlimmer als die Spürhunde der Polizei, die mich auf Schritt und Tritt belauern. Sie halten sich wenigstens im Hintergrunde, und wenn ich auch weiß, daß sie mich nicht aus den Augen lassen, so werde ich doch nicht in jedem Moment an ihr Dasein erinnert. Ihr Vater aber duldet nicht mehr, daß ich auch nur einen Schritt ohne ihn tue. Bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande weiß er mir seine Begleitung aufzudrängen, ja neuerdings gibt er sich sogar kaum noch die Mühe, einen Vorwand zu ersinnen. Dabei macht er beständig Andeutungen, die mich mit Furcht erfüllen. Seine Ge-

duld ist erschöpft; er will endlich die Früchte seiner sogenannten Großmut sehen. Ach, wenn ich doch den Weg fände, der mich in die Freiheit führt!

„Sagte ich Ihnen nicht, daß ich Ihnen helfen würde, ihn zu suchen? Sie dürfen ruhig sein: er ist schon gefunden. Morgen Abend werde ich Ihnen die Ausweispapiere bringen, die Ihnen eine Flucht ermöglichen. Sie werden vortrefflich nachgehmt sein und werden auf den Namen lauten, den Sie mir angegeben haben.“

Er wagte noch nicht, an die Zuverlässigkeit ihres Versprechens zu glauben, und wollte wissen, wie es ihr gelungen sei, dieses Unmögliche zu vollbringen, aber Hanna hatte in diesem Augenblick nicht Zeit genug, ihm alles zu erklären.

In der nächsten Minute schon waren ihm neue Gedanken gekommen. „Was nützen mir die besten Papiere“, sagte er, „wenn Ihr Vater nicht eine Minute lang aufhört, jeden meiner Schritte zu überwachen? Ich würde nicht aus dem Hause gelangen, ohne daß er es merkt, und wie ein Schatten würde er mir folgen.“

„Auch daran habe ich gedacht und habe auch das Mittel gefunden, ihn auf einige Tage fortzuschaffen. Sind Sie imstande, sich vierundzwanzig Stunden lang so krank zu stellen, daß im Notfall auch ein Arzt dadurch getäuscht werden könnte?“

Paul Grevenberg lächelte bitter. „Es wird dazu keiner übergroßen Verstellungskunst bedürfen, denn ich fühle mich wahrhaftig elend genug.“

„Ich habe von einer Krankheit meiner Mutter her in unserer Hausapotheke noch ein Medikament, das sehr beschleunigend auf den Herzschlag einwirkt. Wenn Sie das unmittelbar vor dem Erscheinen des Arztes einnehmen, wird er sicherlich keine Simulation argwöhnen.“

„Aber zu welchem Zweck? Damit würden wir Ihren Vater doch nicht entfernen. Er würde vielmehr höchst wahrscheinlich keinen Augenblick von meinem Lager weichen, und das wäre das beste Mittel, mich wirklich unzubringen.“

„Ihre angelegliche Krankheit bildet natürlich nur einen Teil meines Planes und eine unerläßliche Voraussetzung für das, was weiter geschehen soll. Gibt es hier in der Nähe der Hauptstadt irgendeinen Ort, mit dessen Verhältnissen Sie einigermaßen vertraut sind?“

Er verstand immer weniger, worauf sie hinaus wollte; aber er war schon so daran gewöhnt, sich ihrer geistigen Überlegenheit zu beugen, daß er bereitwillig Antwort gab auf ihre Fragen. Sie erfuhr, daß er früher einmal ein Jahr lang einen Buchhalterposten in dem nahegelegenen Städtchen Brandenstein bekleidet habe, und als sie zu wissen begehrte, ob er sich an die Lage und Beschaffenheit eines dortigen Kirchhofs erinnern könne, bejahte er ohne Zögern.

„Ich bin als Mitglied des Brandensteiner Gesangvereins sehr oft bei Begräbnissen auf dem dortigen Friedhofe gewesen, und ich erinnere mich seiner auf das genaueste. Aber was in aller Welt hat das mit meiner fingierten Krankheit und mit einer Entfernung Ihres Vaters zu schaffen?“

„Sie sollen es morgen oder übermorgen erfahren“, erklärte Hanna. „Ich bitte Sie noch einmal, ganz ruhig zu sein. Jetzt weiß ich bestimmt, daß ich imstande sein werde, Ihnen den Weg in die Freiheit zu bahnen. Nur Ihre eigene Ungeschicklichkeit könnte meine Absichten vereiteln.“

Ihr Besuch hatte doch neue Hoffnung in Paul Grevenbergs Brust geweckt, und die Todesangst des von allen Seiten umstellten Wildes, die ihn bis dahin beherrscht hatte, begann einer ruhigeren Stimmung zu weichen.

Zwölftes Kapitel.

Drei Tage später kehrte das Zimmermädchen, das Paul Grevenberg das Frühstück ins Zimmer gebracht hatte, mit der Meldung in die Küche zurück, der junge

Mann scheine sehr krank zu sein denn er liege noch im Bett und stöhne ganz jämmerlich. Frau Wendriner versäumte nicht, ihrem Manne Mitteilung davon zu machen, und von lebhafter Unruhe ergriffen, legte sich Wendriner sogleich in das Zimmer seines Mieters.

Er sah sehr aufgeregt aus, als er zurückkam. „Es muß sogleich nach dem Doktor geschickt werden; denn ich glaube, er ist wirklich krank. Das wäre wahrhaftig das Allerschönste, daß er mir jetzt auf solche Art durch die Lappen ginge.“

Er trat bis zur Ankunft des Arztes wohl noch zehnmal an Paul Grevenbergs Lager, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, und die arme Frau Wendriner, die nach ihrer Gewohnheit natürlich sogleich den Kopf verloren hatte, mußte alle ihre bekannten Hausmittelchen zur Stelle schaffen, ohne daß sie indessen eine merklich bessernde Wirkung auf den Patienten geübt hätten. Still und apathisch lag Paul Grevenberg da, und nur selten antwortete er mit versagender Stimme auf die an ihn gerichteten Fragen.

Endlich um die Mittagszeit kam der Arzt, ein kleiner, beweglicher alter Herr, dessen jahriges Wesen seine Patienten und ihre Umgebung nur noch nervöser zu machen pflegte. Er ersuchte, nachdem er eine Menge von Fragen gestellt hatte, ihn mit dem Kranken allein zu lassen, und nahm in etwas altmodischer Weise eine sehr eingehende Untersuchung vor. Heinrich Wendriner erwartete ihn draußen auf dem Korridor und führte ihn in das Wohnzimmer, wo der alte Herr zunächst mit großer Umständlichkeit ein langes Rezept zu Papier brachte. Auf Wendriners Frage nach der Natur der Krankheit und nach den Aussichten für deren Verlauf aucte er vieldeutig die Achseln.

„Darüber läßt sich im Augenblick nichts sagen, mein bester Herr. Der junge Mann steckt jedenfalls in einer recht ungejunden Haut, und was einen anderen nicht viel anfechten würde, kann ihn möglicherweise umbringen. Ich will Sie nicht gerade ängstlich machen, aber Sie täten doch wohl am besten, ihn so rasch wie möglich in ein Krankenhaus schaffen zu lassen.“

Heinrich Wendriner war auf das heftigste erschrocken. Was ihm der Arzt da vorschlug, durfte natürlich unter keinen Umständen geschehen. „Es wird ihm auch hier in meinem Hause nicht an der erforderlichen Pflege fehlen“, erklärte er. „Aber es hat doch wohl noch keine unmittelbare Gefahr?“

„Ich weiß nicht, was Sie darunter verstehen. In den nächsten vierundzwanzig Stunden wird er jedenfalls noch nicht sterben, aber auf weitere Prophezeiungen möchte ich mich nicht gerne einlassen. Einstweilen werde ich aus den Symptomen noch nicht vollständig klug. Das Herz arbeitet sehr unregelmäßig, und mit der Lunge ist auch nicht alles in Ordnung. Vielleicht wird eine Pneumonie daraus oder vielleicht auch etwas anderes. Lassen Sie das hier in der Apotheke machen und sorgen Sie im übrigen für die nötige Ruhe. Morgen früh komme ich wieder. Sollte sich der Zustand inzwischen in bedrohlicher Weise verschlimmern, so können Sie ja nach mir schicken.“

Er suchte fünf Minuten lang nach seinem Spazierstock und setzte davon. (Fortsetzung folgt.)



Der Spott ist eine unserem Geiste vorteilhafte, unserer guten Gemütsart feindliche Rede. Montesquieu.

Der russische Zensur an der Arbeit.

Einen höchst aufschlußreichen Beitrag zu dem unerschöpflichen Kapitel „Russische Zensur“ liefert das „Allgemeine Handelsblatt“. Die Redaktion dieser Amsterdamer Zeitung gelangte kürzlich in den Besitz mehrerer Exemplare ihres Blattes, die, für die holländischen Leser in Rußland bestimmt, von dem russischen Zensur für dortige Verhältnisse zurechtgestutzt waren. Ganze Spalten waren von fettigen, schwarzen

Tintenflecken bedeckt und so unlesbar gemacht worden. Ein Vergleich dieser Zeitungen mit den entsprechenden Exemplaren, die im Archiv der Redaktion aufbewahrt werden, ergab ein Resultat, das auf das Verfahren der russischen Zensur ein charakteristisches Licht wirft und für den Wert und die Beurteilung des russischen Zensors von größtem Interesse sein dürfte. Die Morgenausgabe vom 5. April z. B. weist gleich auf dem Hauptblatt die großen schwarzen Flecken auf. Hierdurch verschwindet der amtliche Bericht der obersten Heeresleitung, der sagte, daß der russische Angriff bei Augustow abgewiesen wurde. Desgleichen verschwindet die Armee-Order des Erzherzogs Joseph Ferdinand an die österreichischen Truppen aus Anlaß des Osterfestes und ein Telegramm über den Kompf in den Karpathen, am Uszol- und Dullapah, wo die Durchbruchversuche der Russen mißlingen. Daß die Mitteilung von der Gefangenahme von 2020 Russen sowie der türkische Bericht aus Konstantinopel von der Zerstörung der russischen Schiffe „Provident“ und „Bastchnaja“ in derselben Nummer der pflichttreuen Arbeit des russischen Arbeiter zum Opfer fielen, ist selbstverständlich. Mit welcher peinlichen Genauigkeit der Meister sein Werk verrichtet, geht hervor aus einem Bericht, der eine Betrachtung des Wiener „Fremdenblattes“ enthält. Der Anfang findet Gnade und darf die Grenze passieren. Aber wo der Abschnitt, der von den ökonomischen Zuständen in Rußland handelt, beginnt, setzt der Schwärzungsprozess ein und verbirgt die Wahrheit hinterm schwarzen Schleier; bei der nächsten neuen Zeile nimmt das Stück wieder seinen Fortgang.

Plötzlich taucht ein Abschnitt von 21 Zeilen auf, in dem — o Schreden — zweimal das Wort „Rußland“ vorkommt. Mags rollt die Walze heran und verschleudert den lästigen Schwärzer. Daß freilich auch dem Meister der Rolle ein Rapsus unterlaufen kann, zeigt folgende merkwürdige Tatsache. In der Morgenausgabe des 6. April ist geschwärzt . . . ein Heeresbericht des großen russischen Generalstabes! Und — wie sich aus dem Vergleich ergeb — überdies ein für die Russen außerordentlich günstig lautender. Das „Handelsblad“ nimmt an, daß die Schwarzrolle hier ausgeglitten ist; wahrscheinlich sei der etwas höher stehende deutsche Bericht gemeint, der lautete: „Der russische Angriff bei Mariampol wurde unter schweren Verlusten für den Feind abgewiesen.“ Mit Erstaunen wird man an diesem Tage im Jarenreiche — zum ersten Mal?! — von einer russischen Niederlage vernommen haben! Aus den vielen Fällen, die das „Handelsblad“ weiter anführt, und aus denen überall die grenzenlose Angst der Regierung hervorgeht, daß auch nur ein Körnchen der Wahrheit in die verlogene Wüste gelange, aus diesen Fällen ist besonders erwähnenswert das wichtige Verfahren in einem Briefe des Berliner Korrespondenten, der eine Reihe von Artikeln über eine Winterreise in Ostpreußen für seine Zeitung schrieb. Im Abendblatt des 9. April entwirft er ein Bild von Insterburg und erzählt hierin, daß in der Nähe des Bahnhofes das Hotel steht, in dem General Rennenkampf und der russische Befehlshaber Nikolai Nikolajewitsch wohnten, die sich „im Lauffschritt davon machten“, als Hindenburg nahte. Natürlich ließ der schwarze Panzerstab sofort diese fürchterlichen Worte verschwinden. Gewiß wird diese Lücke, mitten in dem fesselnden Briefe, bei den Lesern Reugierde und nicht allzu fern liegende Vermutungen geweckt haben! Über die Art und Weise, auf welche die „gefährlichen“ Stellen unlesbar gemacht werden, weiß das „Handelsblad“ a. a. folgende interessante Einzelheiten mitzuteilen. Die schwarzen Flecken werden mittels einer Kautschukrolle, die an einem Tintenlöffel gestrichen ist, auf das Papier gebracht. Die Oberfläche der Rolle ist in schmale Streifen geteilt. Die Streifen sind auf dem Papier deutlich sichtbar. Oben und unten sind öfters schwache Biegungen bemerkbar. Über einen Bericht, der für die Russen sehr ungünstig lautete, ist die Rolle mit einer außergewöhnlichen Biegung übertragener worden! Die Rolle hat genau die Breite einer „Handelsblad“-Spalte. Da bei weitem nicht alle in- und ausländischen Zeitungen dieselbe Spaltenbreite haben, muß dem Zensor also für jede eine besondere Rolle zur Verfügung stehen. Natürlich kommen nicht ein oder zwei, sondern Hunderte von Exemplaren derselben Zeitung jeden Tag auf den Tisch des Zensors. Die müssen alle peinlich auf derselben Stelle, in derselben Art, ja auf denselben Zeilen geschwärzt werden. Daß dieses maschinell geschieht, ist technisch unmöglich. Man kann sich daher leicht denken, über welchen Stab von „Schwärzern“ der Zensor ver-

fügen muß, welche Ansammlungen von Arbeit diese zu verrichten haben, welche Verzögerung in der Berichterstattung entsteht und in welcher „pünktlichen und unparteiischen“ Art die Tausenden Neutralen, die in Rußland leben, über den Krieg und seinen Verlauf unterrichtet werden. Das „Handelsblad“ widmet in seiner heutigen Sonntagsausgabe diesen interessanten Vorgängen einen Leitartikel „Die Psyche des russischen Zensors“. Im Verlaufe der Betrachtung wird auch ein Mittel angegeben, mit dem man selbst den Ehrlichsteu der Ehrlichen überlisten könne; man reibt die rauhen schwarzen Flecke mit einem weichen Tuch; die Tinte wird glänzend und dünner; dann hält man die betreffende Stelle gegen eine Gasflamme . . . und jedermann kann ohne Mühe die Worte entziffern. Ob freilich unter der liebevollen Obhut der russischen Polizei die Neutralen dieses Mittel anzuwenden wagen, bleibt dahingestellt. Am Schlusse ihrer Betrachtungen richtet die Redaktion an die Regierung des Jaren die ironische Frage: „Welche Mengen jener pechschwarzen fetten russischen Zensur-Tinte die Leser des „Handelsblad“ in Rußland wohl über diesen Artikel gestrichen finden werden?“



Aus der Kriegszeit.

Unser Schützengraben - Kästchen.

Ein kleines niedriges Kästchen
läuft bei uns im Graben herum.
Es hat zwar französische Täßchen,
Doch ist es nicht falsch und nicht dumm.
Es macht uns auch sonst keine Sorgen
Und fragt man es „Häunnesche, schau,
Wie geht es denn deinen Franzosen?“
Dann sagt es ganz jämmerlich „Nau!“

Karl Heinz Hill, zurzeit im Felde.

Eine Kugel im lebenden Herzen. So seltsam es auch klingen mag, so einwandfrei ist doch erwiesen, daß man mit einer Kugel im Herzen ungestört leben kann. Es handelt sich um einen bayerischen Infanteristen, der von einem französischen Geschöß verwundet worden war. Als man das Geschöß durch eine Röntgenaufnahme ermitteln wollte, fand man es im Herzschatten liegen. Da ein solcher Befund zunächst unwahrscheinlich erschien, und man kaum aus einer einzigen Röntgenaufnahme den Sitz eines Fremdkörpers genau lokalisieren kann, wurde der Kolonbalezent im Röntgenologischen Zentralinstitut vom Roten Kreuz in München von Dr. Franz Mafer und Dr. Karl Kaeßle wiederholt untersucht. Aber so viel Aufnahmen man auch von allen Seiten machte, das Geschöß blieb im Herzen, und zwar in der rechten Vorlammer liegen. Man muß sagen, daß der Verletzte ein ungeheures, absonderliches Glück gehabt hat. Die Kugel hat die Lunge durchschlagen, ist an den großen Gefäßen vorbeigeschlüpft, ohne sie zu zermalmen, und hat schließlich die dünne Vorlammerwand durchschlagen, ohne zu einer Verblutung zu führen. Der Zustand des Verwundeten ist gut, Beförderungen von seiten des Herzens fehlen. Eine operative Entfernung des Geschößes ist unterlassen, da die Operation am Herzen zu gefährlich ist.

Frankreichs Rettung durch sein Eisenbahnetz. Seit Ausbruch des Krieges haben unsere Feinde die Vorzüglichkeit unseres Eisenbahnnetzes immer wieder betont, um unsere strategischen Erfolge zu erklären und — dadurch herabzusetzen. Es ist daher für uns nicht uninteressant, aus den Lobeserhebungen der amerikanischen Zeitschrift „Railway Age“ über den französischen Eisenbahndienst im Kriege festzustellen, daß das Wüßlingen der französischen Offensivenden jedenfalls nicht in einem schlecht arbeitenden Eisenbahnwesen begründet ist. „Niemand wird es leugnen“, so schreibt der amerikanische Berichterstatter, „daß Deutschland den Kampf im Westen und Osten nur durch sein Eisenbahnetz so durchführen kann, das ihm ermöglicht, seine Truppen von einer Grenze zur anderen zu werfen. Aber auch die französischen Eisenbahnen haben ihrem Lande einen großen Dienst geleistet; sie beweisen, wie groß die Ausdehnung der Aufgabe war, mit der sie beauftragt waren, und wie sie diese zu erfüllen wußten. Denn außer den ersten vierzehn Tagen der Mobilmachung haben die Franzosen, ohne daß sich irgend ein ernstlicher Zwischenfall ereignet, regelmäßig und mit allen Bequemlichkeiten die Reisenden und die Waren befördern können. Die

Schwierigkeiten ihrer Aufgabe wuchsen noch durch die häufigen Truppenverschiebungen, ebenso wie durch die Umladungen des Kriegsmaterials. Sie waren durch neue Kampfbedingungen notwendig geworden, denn die Front von 840 Kilometern dehnte sich jetzt vom Kanal bis zur Schweizer Grenze aus. Der Transport wurde noch durch den Mangel an Maschinen und an Kohlenvorräten erschwert, und man darf nicht vergessen, daß auch die Zahl der Eisenbahnbeamten sich ständig vermehrte. Während der kritischen Tage vom 1. bis 20. August wurden mindestens 1 800 000 Soldaten an die Front befördert. Aber die notwendig werdenden Truppenverschiebungen verdreifachten die Zahl der Eisenbahntransporte. Als sich am 20. Juli die ersten bedrohlichen Anzeichen des Krieges bemerkbar machten, begann zuerst die Auswanderung der Touristen, die nach Paris zurückkamen, oder es verließen. Über 500 000 Reisende kehrten in die Hauptstadt zurück und 200 000 verließen sie. In diesen Wochen waren die Züge verdoppelt und verdreifacht worden. Am 31. Juli wurde die Landwehr, die zur Bewachung der Eisenbahnwege herangezogen wurde, an ihre Plätze befördert und trug noch zur Überfüllung in den Zügen bei. Am Tage darauf, um 5 Uhr, wurden die Eisenbahner, die bis dahin der Zivilbevölkerung zur Verfügung gestanden hatten, vollständig für militärische Zwecke mit Beschlag belegt. Die Eisenbahnbeamten mußten in einer Nacht den Fahrplan von sechs Eisenbahnnetzen ändern. Der neue Fahrplan wurde für 140 bis 160 Züge hergestellt, und die Ankunft eines Zuges wurde auf jeder Station telegraphisch angekündigt. An einem Tage fanden mindestens 200 000 telegraphische Meldungen statt. Während zwanzig langer erdrückend heißer Tage rollten 10 000 Züge durch Frankreich. Neben den Truppentransporten an die Grenze mußten noch die Männer befördert werden, die sich zu ihrem Stammregiment zu begeben hatten, um vor ihrer Abreise an die Front bewaffnet und ausgerüstet zu werden. Seitdem rollen die Züge unentwegt. Sie befördern Millionen von neu Eingezogenen an die Front, oder die Truppen werden auf neue Schlachtfelder verschoben. Trotzdem vollzieht sich der Dienst für die Zivilbevölkerung fast normal; vor einiger Zeit gab es für den Reisenden, der in Vorbeugung landete, vielfache Schwierigkeiten, um nach Paris zu gelangen. Jetzt aber findet er schon auf dem Dock militärisches Personal, das ihm seine Fahrkarte aushändigt, sein Gepäck aufgibt, und es ist keine geringe Überraschung für ihn, zwischen vier Zügen wählen zu können, die ihn in der normalen Zeit von acht bis neun Stunden nach Paris führen. Um die Leistungsfähigkeit der französischen Eisenbahnen noch besser beurteilen zu können, muß man sich über die Bedeutung der Erfordernisse klar werden, die der Transport eines einzigen Armeekorps verlangt. Ein Armeekorps besteht ungefähr aus 30 000 Mann, aus Kanonen, Pferden, Munition, Ausrüstungen, Fuhrwerken und sogar Luftschiffen. Um ein Regiment befördern zu können, braucht man mindestens zwei Züge mit 50 Wagen. Hundert andere Wagen braucht man außerdem, um die Ausrüstungen eines Regiments zu befördern, wie Geschütze, verschiedene Beförderungsmittel usw. Um die Artillerie eines Armeekorps verladen zu können, sind 20 Züge nötig. Man hat allein 50 Güterwagen für die Kanonen eines Regiments nötig. Dann kommen die Wagen für den Pferdetransport, die Wagen für die Artilleristen und ihre Ausrüstung. Der Transport eines Kavallerie-Regiments bedingt 6 Züge. Fügt man dann noch schwere Artillerie, das Geniekorps und Pioniere mit ihrer besonderen Ausrüstung, die Krankenwagen usw. hinzu, so stellt sich heraus, daß der Transport eines Armeekorps mindestens 70 Züge mit je 50 Wagen erfordert. Die französischen Eisenbahner haben in mindestens 20 Tagen 42 Armeekorps befördert."

Das „Malta der Adria.“ Wie die Franzosen seit 1871 in das „Loch der Vogesen“ unter dem Banne einer eigentümlichen politischen Hypnose fielen, so blickt italienische Begehrlichkeit seit den für das typische Land des Treubruchs — sein großer Meister des politischen Jntriguens, Machiavelli, gab keine neuen Lehren, sondern formulierte nur in glänzender Stilistik diesen ruhenden Pol in der Flucht italienischer Diplomatenspiele seit ältester Zeit — so ruhmlustigen Tagen von 1866 von dem starken Kriegshafen der Adria, Ancona, nach dem gegenüberliegenden Lissa und Spalato, der Krone Dalmatiens, aus. Vielleicht wäre das Problem einfacher, wenn noch Georg III. König von Eng-

land, und England die Herrin der dalmatischen Inseln und vor allem Lissas, des „Malta der Adria“, wäre. Aber das ist gerade hundert Jahre her, und dem britischen Premierminister hilft kein Bedauern mehr, daß er 1815 in Lord Castlereagh einen so unfähigen Vorgänger hatte — dessen rechte Hand übrigens ein Lord Grey war . . .), der so leichtsinnig das britische Protektorat über die Adria aufgab . . . Damals streifte, wie M. Solbachs dalmatinische Skizzen erinnern, ein anderer Wind in der englischen Politik. Frankreich war der Todfeind, der niedergerungen werden mußte; das Gespenst einer Landung in England von Boulogne aus sollte für alle Zeiten gekannt werden. Der englische Friedhof auf Lissa erinnert noch an diese Zeiten. Auf ihm steht ein schlichtes Denkmal, das den Gefallenen des britischen Schlachtschiffes „Victorious“ errichtet ist, die im Gefecht mit dem französischen „Rivoli“ die Todeswunde empfingen . . . Aber 1815 wurde Lissa an Österreich abgetreten, und die englischen Forts sind jetzt niedergedrückt. Sie haben noch in der Tegetthoff-Schlacht vom 20. Juli 1866 hier eine Rolle gespielt; der Löwe von Lissa auf dem römisch-katholischen Friedhof der mazedonischen Halbinsel, die von jedem einfallenden Schiffe gesehen werden kann, ist zum Andenken an diesen Tag errichtet. Da steht auch in den Ruinen einer altrömischen Villa eine gigantische Palme, auch ein Wahrzeichen der Insel, die nach botanischer Schätzung etwa 300 Jahre alt ist und schon Zeugin der einstigen türkischen Invasionen in Dalmatien war. Sie ist noch immer frisch und lebenskräftig und wird kommenden Generationen von italienischen Enttäuschungen zu erzählen wissen. Denn Italien möchte das Malta der Adria haben, kraft des berühmten „historischen Rechts“, das im 14. und 15. Jahrhundert hier die Capitani der Venezianer geboten. Sollten solche „historischen Rechte“ wirklich nationale Aspirationen rechtfertigen, so wäre die Daranelonfrage auf das einfachste gelöst: Konstantinopel käme den Belgiern (oder ihren politischen Erben . . .) zu, dem spanische Kaiser haben mehr als ein Menschenalter lang seit der Eroberung von Byzanz durch die Kreuzfahrer 1204 am Bosphorus ein Schattenregiment geführt . . . Aber über Lissa weht der österröische Doppeladler, lebt geisthaft und warnend die Erinnerung an den Tegetthoffen, und das Einzige vielleicht, was die Italiener auf dem „Malta der Adria“ erben können, ist ein italienischer Friedhof neben dem halb verfallenen englischen . . .

Steuerung von Torpedos durch Lichtstrahlen. Der modernere Seekrieg ist in erster Linie durch die Anwendung des Torpedos gekennzeichnet. So verhängnisvoll aber auch die Wirkung eines Torpedo-Treffers ist, wie die englische Marine bereits zu ihrem Leidwesen erfahren hat, so schwer ist es doch auch wieder, einen Torpedo-Treffer zu erzielen, denn nachdem der Torpedo lanciert worden ist, bewegt er sich nahezu geradlinig in der ihm erteilten Richtung weiter, wobei noch eine bestimmte Diviation eintritt, die von der Relativbewegung des Schiffes abhängig ist, von dem aus er lanciert wurde. Sehr wichtig wäre es daher, wenn es gelänge, den abgeschossenen Torpedo noch während seiner Bewegung zu lenken. Dieses Problem ist nicht nur lösbar, sondern es ist tatsächlich bereits gelöst. Man erinnert sich vielleicht noch der gelungenen, auf dem Wannsee bei Berlin angestellten Versuche, bei denen Kubier vom Lande aus ein unbemanntes Motorboot in jede beliebige Richtung zu lenken vermochte. Das Mittel hierzu waren durch Lichtstrahlen in ihrem elektrischen Leitungs-widerstande beeinflusste Selenzellen, die in den Stromkreis einer elektrischen Batterie eingeschaltet waren. Die größere oder geringere Beleuchtung der Selenzellen brachte Änderungen in der Stromstärke der Batterie hervor, die mit Hilfe eines genial erfundenen Steuermechanismus dazu ausgenutzt wurden, das führerlose Boot in jede beliebige Fahrtrichtung zu zwingen. Dieser Gedanke ist neuerdings nach „Electrical World“ in Amerika wieder aufgenommen worden, um Torpedos zu steuern. Die Anregung geht von einem Studierenden der Purdue Universität in Lafayette, Ind., namens W. F. Meißner aus. Übrigens sind schon lange vorher von Nicola Tesla Methoden angegeben worden, um durch elektrische Wellen, also durch drahtlose Elektrizitätsübertragung Boote zu steuern. Es würde nicht überraschen, wenn auch diese Vorschläge in dem an Überraschungen so reichen Kriege wieder aufgenommen würden.